

Buchbinder-Zeitung

Organ des Verbandes der Buchbinder und Papierverarbeiter

Nummer 36

Christl. Sonnlag.
Bezugpreis vierteljährlich 1,50 Mf. Nur Postbezug.
Bestellung bei allen Postämtern.

Berlin, den 31. August 1930

Geschäftsstelle: Berlin C2, Neuer Markt 8-12 IV.
Fernruf: Berlin E 2, Kupfergraben 1229.
Anzeigen werden nicht aufgenommen.

46. Jahrgang

Die Gewerkschaften und die Reichstagswahl.

Die freien Gewerkschaften, als wirtschaftliche Organisationen, sind aus Zweckmäßigkeit politisch neutral. Das heißt: es wird keinem ihrer Mitglieder in politischen Fragen in irgendeiner Weise Zwang auferlegt. Für das Organisationsleben sind nur die Satzungen bestimmend. Wer diese anerkennt und befolgt und an den sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben mitarbeitet und den Bestrebungen der Gewerkschaften nicht durch Unterstützung gewerkschaftsfeindlicher Aktionen entgegenwirkt, ist als Mitglied gern willkommen, mag es sonst politisch und weltanschaulich denken wie es will.

Diese Einstellung kann aber unmöglich befehlen, daß die Gewerkschaften politisch abtinent sein müssen. Das würde den Aufgaben, die die Gewerkschaften zu erfüllen haben, nicht dienlich sein. Im Gegenteil, die Gewerkschaften müssen danach trachten, einen möglichst großen Einfluß auf die Gesetzgebung und ihre Auslegung im Staate zu erhalten. Denn nur dann können sie den Erfolg ihrer Tätigkeit verantern und ihre wirtschaftspolitischen und sozialen Forderungen durchsetzen. Es kommt dann ganz von selbst die Frage: Welcher politischen Partei können die Mitglieder freigewerkschaftlicher Organisationen bei politischen Wahlen ihre Stimme geben? Das Sprichwort: „Wer die Wahl hat, hat die Qual“ trifft hierbei nicht zu. Im Gegenteil, die Wahl ist sehr einfach zu treffen, denn es gibt tatsächlich unter den politischen Parteien Deutschlands nur eine, der man die Interessen der freien Gewerkschaften restlos anvertrauen kann und die diese in der Vergangenheit voll und ganz wahrgenommen hat.

Und das ist die Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Das offen auszusprechen ist Dankeschuld und daraus schlussfolgernd den Gewerkschaftsmitgliedern zu empfehlen, Sozialdemokraten in den Reichstag zu wählen, entspringt angesichts der ganzen wirtschaftspolitischen und sozialen Lage geradezu dem Selbsterhaltungstrieb.

Diejenigen, die heute wieder den freien Gewerkschaften am Zeuge flüchten möchten, weil sie aus ihrer Freundschaft zur Sozialdemokratischen Partei kein Hehl machen, und um

sich selbst zu nützen, die Wahl von Sozialdemokraten empfehlen, sei die Frage vorgelegt: Welcher von den politischen Parteien, die sich bei der Reichstagswahl um die Gunst der Wähler bemühen, soll der A.D.G.B. das Schicksal der gewerkschaftlichen Interessen

hängeschild? Es sind die Totengräber der deutschen Arbeiterbewegung, die sich für teures Geld als letztes Mittel gegen die Macht der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft den ganz reaktionären Unternehmern und einer politisch abgehalfterten Gesellschaftsschicht als Branos angeboten haben und mit Revolver und Dolch für sich die Staatsmacht erobern wollen, um dann den Arbeiterorganisationen das Licht auszublasen. Diesen Wölfen im Schafspelz eine Arbeiterstimme geben, heiße sich selbst ohrfeigen. Bleiben die Sozialdemokraten und Kommunisten. Aber auch den letzteren können die Interessen der deutschen Arbeiter nicht anvertraut werden. Dieser Partei liegt an dem Wohlergehen des deutschen Arbeiters gar nichts. Sie lebt im Gegenteil von der Not des deutschen Arbeiters. Für diese Partei kommt zuerst Rußland, dann nochmals Rußland und dann irgendein Abenteuer, aber beileibe nicht das Interesse des deutschen Arbeiters. Leider laufen, durch Not und Elend geistig zermürbte Arbeiter und solche denen das Denken Beschwerde macht, dieser Demagogie-Partei nach. Für die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft kann die KPD., die sich als schärfster Gegner der Gewerkschaften erklärt, so wenig in Frage kommen, wie die Nationalsozialisten. Beide wollen die Gewerkschaften beseitigen, weil sie ihnen im Wege sind, beide versprechen die Abschaffung der Not und beide werden diese, falls sie zum Ziel kommen sollten, ins Unermessliche vergrößern. Beide werden sich abfassen, und Deutschland aus einem Bürgerkrieg in den anderen stürzen. Und dann die Praxis der KPD. Sie hat gar nicht die Absicht, der Arbeiterschaft zu helfen, sondern ihr kommt



anvertrauen? Etwa den sogenannten bürgerlichen Parteien, die von den vergangenen Demokraten über das Zentrum bis zu den Deutschnationalen sich mehr oder weniger offen als die Vertreter unserer Gegenspieler, der Unternehmer, aller Größen betrachten und von den Geldern der Großfinanz und der Großindustrie beeinflusst, deren sozialreaktionäre Kandidaten aufstellen? Das wird niemand, der ernst genommen werden will, verlangen wollen.

Oder etwa den Nationalsozialisten? Wer verbirgt sich hinter diesem schönen Aus-

es nur auf die Agitation an. „Die KPD. beteiligt sich an den Reichstagswahlen nur zu Agitationszwecken“, heißt es in dem Verpflichtungsschein, den die kommunistische Parteileitung sich von ihren Reichstagskandidaten unterschreiben läßt.

Getreu diesem Grundsatz haben die Kommunisten im Reichstag zahlreiche, für die Arbeiterschaft bedeutungsvolle Gesetze abgelehnt. Die Kommunisten stimmten

im Sommer 1927 gegen das Gesetz über die Arbeitslosenversicherung. Was sie freilich nicht

gehindert hat, sich leghin als die eifrigsten Ver- teidiger dieses Gesetzes aufzuspielen;

im Dezember 1929 gegen die Erhöhung der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung um ein- halb Prozent, die zur Hälfte von den Unter- nehmern getragen werden sollte. Durch die Ab- lehnung dieser kleinen Beitragserhöhung haben die Kommunisten die Reichsanstalt für Arbeits- losenversicherung in die schwierige Lage ge- bracht, die der Bürgerblock als Anlaß genom- men hat, einen fühlbaren Abbau der Leistungen durchzuführen;

am 17. November 1929 gegen die Unter- stützung der Ausgesperrten in der rheinisch- westfälischen Schwerindustrie aus Reichsmitteln. Wenn es nach dem Willen der Kommunisten gegangen wäre, hätten die Familien der auf die Straße geworfenen Arbeiter elend hungern müssen;

im Sommer 1928 gegen die Senkung der Lohnsteuer um rund 132 Millionen Mark jährlich;

im Sommer 1929 gegen die Verwendung von Zolleinnahmen zugunsten der Minderbemittel- ten, besonders der kinderreichen Familien.

Schon aus diesen wenigen Beispielen ist er- sichtlich, daß die Kommunistische Partei im Reichstag nicht für, sondern gegen das werk- tätige Volk gearbeitet hat. Jede Stimme, die für die Kommunisten abgegeben wird, bedeutet Unterstützung der Reaktion!

Daher kommt für den Gewerkschafter nur eine Partei in Frage, der er vertrauensvoll seine Stimme geben kann: das ist die Sozial- demokratische Partei!

Die Sozialdemokratie steht seit jeher in eng- ster Schicksalsgemeinschaft mit den Gewerk- schaften.

Die Sozialdemokratie hat die gleichen wirt- schaftlichen und sozialpolitischen Ziele wie die Gewerkschaften.

Die Sozialdemokratie unterstützt die Gewerk- schaften in ihren Kämpfen um bessere Lohn- und Arbeitsverhältnisse.

Die Sozialdemokratie vertritt im Reichstag die Forderungen der Gewerkschaften und arbeitet mit ihnen zusammen bei der Abwehr von An- schlägen auf die Arbeiterrechte.

Die Sozialdemokratie hat durch ihre positive Mitarbeit im Parlament erreicht, daß eine Reihe von Gesetzen, die von den Gewerkschaften gefordert wurden, in Kraft sind.

Die Sozialdemokratie hat alles getan, was in ihren Kräften stand, um den Arbeitern und ihren Familien zu helfen.

Wenn vieles von dem, was wir erstreben, nicht erreicht worden ist, so deshalb, weil die Sozialdemokratie noch keine Mehrheit im Reichstag hatte. Von 491 Abgeordneten waren nur 152 Sozialdemokraten. Die Sozialdemo- kratie ist zwar die weitaus stärkste Partei, aber doch leider noch nicht so stark, daß sie allein im Reichstag bestimmen könnte. Das aber ist unser Ziel und muß das Ziel aller Arbeiter und Arbeiterinnen sein!

Die Stimmen aller Gewerkschaftsmitglieder und die ihrer wahlberechtigten Angehörigen müssen sich daher bei der Reichstagswahl am 14. September auf die Sozialdemokratische Partei vereinigen. Nur dadurch kann der so- zialen Reaktion ein Halt geboten und einer sachlichen Politik des Fortschritts im Interesse der deutschen Erwerbstätigen die Wege geebnet werden.

Darum wählen wir am 14. September die Liste 1, die Sozialdemokratische Partei!

Änderungen in den reichstatariflichen Lohnabkommen ab 1. September 1930.

Reichstatarif, abgeschlossen mit dem Verband Deutscher Buchbindereibesitzer (VDB.).

Der Spitzenlohn für Gehilfen, der bisher nach dem vierten Gehilfenjahr dann ein- trat, wenn der Gehilfe über 24 Jahre alt war, tritt ab 1. September schon dann ein, wenn der Gehilfe über 23 Jahre alt ist.

* * *

Reichstatarif, abgeschlossen mit dem Arbeitgeberverband der Papier verarbeitenden Industriellen (Apt.).

Der Spitzenlohn für Gehilfen, der bisher nach dem vierten Gehilfenjahr dann ein- trat, wenn der Gehilfe über 24 Jahre alt war, tritt ab 1. September schon dann ein, wenn der Gehilfe über 23 Jahre alt ist.

Der Spitzenlohn der ungelerten Arbeiter, die nicht fachgewerbliche Arbeiten verrichten, soweit Tarife für sie nicht bestehen, tritt ab 1. September schon dann ein, wenn der betreffende Arbeiter über 23 Jahre alt und mindestens ein Jahr in demselben Betriebe ist.

1. Arbeiterinnen beim Eintritt im Alter von unter 16 Jahren:

	Anteile vom Spitzenlohn	Ordnungsstufen					
		I	II	III	IV	V	VI
a) im 1. Berufsjahr	26 Proz. =	29 ¹ / ₂	28 ¹ / ₂	27 ¹ / ₂	26	25	23 ¹ / ₂
b) im 2. Berufsjahr	33 " =	37 ¹ / ₂	36	34 ¹ / ₂	33	31 ¹ / ₂	30
c) im 3. Berufsjahr, 1. Halbjahr	40 " =	45 ¹ / ₂	44	42	40	38 ¹ / ₂	36 ¹ / ₂
d) im 3. Berufsjahr, 2. Halbjahr	45 " =	51 ¹ / ₂	49 ¹ / ₂	47 ¹ / ₂	45	43	41
e) im 4. Berufsjahr	52 ¹ / ₂ " =	60	57 ¹ / ₂	55	53	50 ¹ / ₂	48
f) nach dem 4. Berufsjahr . . .	57 ¹ / ₂ " =	65 ¹ / ₂	63	60 ¹ / ₂	58	55	52 ¹ / ₂

2. Arbeiterinnen beim Eintritt im Alter von über 16 Jahren:

	Anteile vom Spitzenlohn	Ordnungsstufen					
		I	II	III	IV	V	VI
a) im 1. Berufsjahr, 1. Halbjahr	33 Proz. =	37 ¹ / ₂	36	34 ¹ / ₂	33	31 ¹ / ₂	30
b) im 1. Berufsjahr, 2. Halbjahr	40 " =	45 ¹ / ₂	44	42	40	38 ¹ / ₂	36 ¹ / ₂
c) im 2. Berufsjahr	45 " =	51 ¹ / ₂	49 ¹ / ₂	47 ¹ / ₂	45	43	41
d) im 3. Berufsjahr	52 ¹ / ₂ " =	60	57 ¹ / ₂	55	53	50 ¹ / ₂	48
e) nach dem 3. Berufsjahr . . .	57 ¹ / ₂ " =	65 ¹ / ₂	63	60 ¹ / ₂	58	55	52 ¹ / ₂

Ernst Klar.

Am 1. September kann der Kollege Ernst Klar auf eine 25 jährige Tätigkeit als An- gestellter des Verbandes zurückblicken. Die Zahlstelle Berlin wählte ihn infolge des Aus- scheidens des Kollegen Albert Bergmann als Angestellten, worauf er sein Amt in den ersten Tagen des September 1905 antrat. Mit viel Fleiß und Ausdauer widmete sich der Kollege Klar den ihm übertragenen außerordentlich viel- seitigen Aufgaben, die ihm als Angestellten der Zahlstelle Berlin mit ihren 5500 Mitgliedern oblag. Bei den Wirren, die die Berliner Zahl- stelle wiederholt durchtobten, war es ihm nicht leicht gemacht, die Zufriedenheit der Mitglieder zu erwerben. Doch Kollege Ernst Klar wußte sich durchzusetzen dadurch, daß er mit unermüd- lichem Fleiß für die Organisation Propaganda machte, und die ihm übertragenen Verwal- tungsarbeiten mit Sorgfalt zur Durchführung brachte. Bald nach Ausbruch des Krieges wurde er, im 45. Lebensjahre stehend, zum Militär eingezogen und mußte zwei Jahre aktiv am Krieg teilnehmen, der ihm als ein Verbrechen galt. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde nahm er seine Tätigkeit bei der Berliner Zahlstelle im Frühjahr 1917 wieder auf. Die außerordentlich stark bewegte Zeiten unmittelbar nach dem Kriege veranlaßten ihn, sich um den Posten eines

Angestellten im Gau Schlesien mit dem Sitz in Breslau zu bewerben. Er wurde gewählt und ist nunmehr seit dem 1. Januar 1920 in Breslau für den Verband tätig.

Im Sinne aller derer, die mit dem Kollegen Ernst Klar mehr denn dreieinhalb Jahrzehnte hindurch zusammengearbeitet haben, glauben wir zu handeln, wenn wir ihm zu seinem Ehren- tag die herzlichsten Glückwünsche darbringen und dabei die Hoffnung aussprechen, daß es ihm ver- gönnt sein möge, noch manches Jahr in geistiger und körperlicher Frische seine Kräfte unserem Verband widmen zu können.

21 Millionen Arbeiter und Angestellte.

Durch die Berufszählung im Juni 1925 wurden in Deutschland hauptberuflich Er- werbstätige, die sich im Lohn- oder Anstellungsverhältnis befanden, 19 560 000 gezählt. Das Statistische Reichsamt hat nunmehr ermittelt, welche Zunahme der Erwerbstätigen in der Zwischenzeit eintrat. Mitte des Jahres 1930 wird die Zahl der hauptberuflichen Ar- beitnehmer auf 21 104 000 geschätzt, davon 14 540 000 Männer und 6 564 000 Frauen.

Rechnet man die nebenberuflich tätigen hinzu, dann kommt man auf eine Gesamtzahl von 21 404 000. Das ist eine Zunahme von rund 1,5 Millionen in fünf Jahren. Diese Zunahme erklärt sich hauptsächlich aus dem Zuwachs an Personen des erwerbsfähigen Alters. In den letzten fünf Jahren sind die noch stark besetzten Geburtsjahrgänge der letzten Vorkriegsjahre in das erwerbsfähige Alter gerückt.

Zur Zeit der Berufszählung im Jahre 1925 gab es nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Arbeitslosen. Heute sind rund 3 Millionen Arbeitslose vorhanden. Wenn man den Zuwachs der Arbeitnehmer in Berücksichtigung zieht, dann muß man feststellen, daß die deutsche Wirtschaft zurzeit etwa 1½ Millionen Arbeiter und Angestellte weniger beschäftigt als vor fünf Jahren. Der Einschrumpfungszug der Wirtschaft ist daraus deutlich erkennbar. Seit Mitte des vorigen Jahres ist das Anwachsen der Erwerbstätigenzahl von der Bevölkerungssseite her zum Stillstand gekommen. Man kann also für die nächsten Jahre infolge der Geburtenbeschränkungen im Krieg mit einer annähernd gleichbleibenden Zahl von rund 21 Millionen Arbeitern und Angestellten rechnen. Diese 21 Millionen hauptberuflich Erwerbstätigen sind das Rückgrat der deutschen Wirtschaft. Wenn diese sich einmal der Kraft ihrer gesellschaftlichen Stellung bewußt und in einheitlicher Front marschieren würden, dann würde es bald keine Regierungskrisen mehr geben, dann würde alles diktiert sein vom Standpunkt der werkschaffenden Arbeit. Denkt daran am 14. September!

Die 10 057 500.

Das ist die Zahl jener deutschen Staatsbürger, die bei der letzten Reichstagswahl am 20. Mai 1928 von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht haben. Die Zahl der Nichtwähler stellt fast ein Viertel der gesamten deutschen Wählerschaft dar, die am 20. Mai 1928 rund 41,2 Millionen Menschen betrug und sicherlich befinden sich darunter auch zahlreiche Berufsangehörige. Deutschlands größte Partei, die Sozialdemokratische Partei, erhielt bei der letzten Reichstagswahl 9 150 500 Stimmen und zog mit 153 Abgeordneten in das Reichsparlament ein. Die Partei der Nichtwähler hätte auf ihre mehr als 10 Millionen Stimmen 168 Mandate erobern und so zur stärksten Fraktion des Reichstags werden können, da auf je 60 000 Wählerstimmen ein Mandat entfällt. Das zur zahlenmäßigen Würdigung dieser traurigen Ziffer. Nun zu ihrer auch für den Gewerkschafter eminent wichtigen politischen Bedeutung.

Wer sind diese am wirtschaftlichen und politischen Gesicht ihres Volkes so wenig interessierten Menschen eigentlich? In der Mehrheit gehören sie zur Klasse der Werktätigen. Für einen kleinen Teil jenes Zehnmillionenheeres gelten berechtigte Entschuldigungsgründe. Als solche seien genannt: Krankheitsfälle, die das Verlassen des Krankenbettes auf das allerernsthafteste verbieten und Aufenthalt im Auslande. Für den sehr viel größeren Rest sind Entschuldigungsgründe nicht auffindbar. Denen, die es im Mai 1928 veräumt hatten, in die Wählerlisten Einblick zu tun, um sich zu überzeugen, ob sie ihr Wahlrecht an ihrem Wohnorte auszuüben berechtigt waren, sei der dringende Rat erteilt, diesmal auf der Hut zu sein. Gewerkschaftskollegen, fragt eure Mitarbeiter, besonders die, die erst kürzlich

ihren Wohnort gewechselt haben, ob sie sich davon überzeugt haben, daß ihr Name in der Wählerliste steht. Den anderen, die aus Gleichgültigkeit ausgerechnet am Wahltag den unausschiebbaren Familienausflug machen, oder die gerade am 14. September ohne Wahlkarte in Ostel und Lante im Nachbarort besuchen wollen, denen sagt, daß am 14. September überall mit Hilfe des Wahlscheines gewählt werden kann. Es gibt also für einen gesunden, seiner Arbeiter- und Staatsbürgerpflichten bewußten Arbeiterwähler keine Entschuldigung, der Wahl fernzubleiben.

Und nun zu jener hochinteressanten Gruppe deutscher Staatsbürger, die seit der Revolution alle schon mal gewählt haben und daran den weltbekannten Kommentar knüpfen, daß sich deshalb immer noch nichts geändert habe. Denen sagt, daß kein Wahlakt imstande ist, das schwierige Erdendasein mit plötzlichem Ruck in ein paradiesisches Freudental zu verwandeln. Sagt ihnen aber auch, daß der Stimmzettel schon viel verändert hat, was ihnen erst zum Bewußtsein kommen wird, wenn dies wieder verlorengegangen ist. Sagt ihnen, daß die Millionen der Nichtwähler und die, die arbeiterfeindliche Parteien gewählt haben, schuld daran sind, daß künftig für jeden Krankenschein und für jede Medizin 0,50 Mt., zusammen also 1,— Mt. bezahlt werden muß. Schlußfolgert daraus weiter, daß, wenn jetzt wieder so gehandelt wird, bald auf Grund des Artikels 48 eine Verordnung herauskommen wird, wonach zwar Krankenkassenbeiträge gezahlt werden müssen, das Kranksein aber verboten wird.

Noch einige Worte über eine andere Ziffer. Bei der letzten Reichstagswahl sind 428 400 ungültige Stimmen abgegeben worden. Darauf wären 7 Mandate entfallen, die beispielsweise bei der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion schon ausgereicht hätten, um die Straffsteuer gegen unsere Konsumvereine nicht zum Gesetz werden zu lassen. Weistet auch hier, wo ihr nur irgend könnt, Aufklärung und Hilfe. Sagt allen, die sich unsicher fühlen — und das sind ja nicht wenige —, daß das Kreuz nur in einen der vielen Ringe gemacht und nur ein Wahlzettel in den Umschlag gesteckt werden darf. Eins aber vergeßt bei all dem nie. Schärft es allen, aber auch allen ein, daß es vollkommen zwecklos ist, in der Zahl der Kreise auf dem Zettel lange zu wählen. Das Kreuz soll direkt in den obersten Kreis gemacht werden. Dann ist alles in Ordnung, technisch und auch politisch.

Das nennt man kalkulieren!

In Nr. 33 der „Buchbinder-Zeitung“ erschien ein Artikel unter obiger Überschrift, der sich mit einer „Kalkulationsblüte“ der Buchdruckerei Kannengießer in Hagen-Halpe befaßte, und worin die Frage aufgeworfen wurde, unter welchen Lohn- und Arbeitsbedingungen wohl unsere Kollegen bei der Firma Kannengießer in Hagen-Halpe arbeiten mögen, daß solche Preisunterbietungen der Firma möglich wären? Wir haben dieserhalb die Firma interpelliert und erhielten von dem Leiter der Buchbindereiabteilung folgende Erklärung:

„In Beantwortung Ihres Schreibens vom 10. d. M. teile ich Ihnen mit, daß die Lohn- und Arbeitsbedingungen des gesamten Personals einschließlich Buchbinder bei der Firma G. Kannengießer die denkbar besten sind. Untertarifliche Bezahlungen sind während meiner langjährigen Tätigkeit bei dieser Firma nie vorgekommen, es ist vielmehr üblich, daß für gute Kräfte eine weit übertarifliche

Bezahlung erfolgt. Im übrigen kennt wohl jeder Kollege die heutige schwierige Lage des graphischen Gewerbes zur Genüge, um nicht zu wissen, daß man, um einigermaßen Beschäftigung für ein zahlreiches Personal zu haben, auch einmal Aufträge hereinruft, bei denen nur geringer Verdienst bleibt. Ein solcher Ausnahmefall war bei Heranziehung jenes fraglichen Auftrages gegeben. Im allgemeinen halten wir uns bei Kalkulationen an den Buchdruckpreistarif des Deutschen Buchdrucker-Vereins, mußten jedoch in Hunderten von Fällen die Erfahrung machen, daß auf Grund dieses Preistarifs keine Aufträge zu erhalten sind. Die Gründe dafür mag jede Buchdruckerei bei sich selbst suchen.

Neueste Ausnutzung des Maschinenpartes und auf langjährige Erfahrung beruhende praktische und erprobte Arbeitsmethoden setzen uns in den Stand, mit in Wettbewerb treten zu können.“

Wir wollen noch hinzufügen, daß die oben geschilderten Lohn- und Arbeitsbedingungen auf Wahrheit beruhen und uns Mißstände bei der Firma nicht bekannt sind. Wir wissen aber auch, daß in puncto „Preisunterbietung“ sehr viel gefördert wird, nicht nur allein bei der Firma Kannengießer in Hagen-Halpe.

Zahlstelle Hagen; Queseleit, Vorstehender.

Man muß staunen, wie es in der deutschen Wirtschaft zugeht. A sagt, 1500 Mt. ist für die Arbeit zu rechnen, B kann sie bei äußerster Kürzung der Verdienstspanne aber noch für 1200 Mt. machen, C sogar für 900 Mt. und K macht schließlich die Arbeit für 600 Mt., und zwar mit einem nur geringen Verdienst, aber immer noch mit einem Verdienst. Der Begriff „Verdienen“ scheint wirklich relativ zu sein!

Internationales.

Beendigung der Tarifbewegung in Oesterreich.

In Nr. 34 unserer Zeitung konnten wir schon mitteilen, daß die Tarifbewegung im Buchdruckgewerbe in Oesterreich ohne Kampf beendet werden konnte. Die Buchbinderarbeiterschaft war an der Bewegung nur mit den in den Druckereien beschäftigten Kollegen und Kolleginnen, etwa 2000 Mitglieder, beteiligt. Die Arbeitgeber hatten sich in ihre Forderung auf Abbau wichtiger Tarifbestimmungen so verbissen, daß der Kampf unvermeidlich schien. Die Kündigungen zur Aussperrung waren bereits ausgesprochen. Beide Teile hatten sich schon auf einen heftigen und langen Kampf eingestellt. Schließlich siegte aber doch die Vernunft. Die Unternehmer gaben nach. Damit wurde es der Kollegschaft möglich, einen Frieden zu schließen, „der weder Besiegte noch Sieger kennt“. Durch die unveränderte Verlängerung des Vertrages sind auch die berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft auf eine Erhöhung der Löhne nicht in Erfüllung gegangen. Die auch in Oesterreich sich mehr und mehr bemerkbar machende weitere Verschlechterung des Arbeitsmarktes ließ es ratsam erscheinen, die Forderung auf Lohnerhöhung zu vertagen. Die Einigungsverhandlungen dauerten zwei Tage und wurden unter Vermittlung der Kammer für Arbeiter und Angestellten und des Bundes der freien Gewerkschaften geführt; das Ergebnis war folgende Vereinbarung:

Der bis 30. Juni 1930 in Geltung gewesene Tarifvertrag der Buchdrucker, der Senefelder, der Chemigraphen und der Druckereibuchbinder wird bis 30. Juni 1931 verlängert.

Der Hauptverband wird die Vertreter der Bundesländer zu einer Verhandlung über eine allfällige Abänderung der Ortsklassen einladen.

Zwei Monate vor Ablauf des verlängerten Tarifvertrages werden die Tarifverhandlungen zwecks Abschluß eines neuen Tarifvertrages aufgenommen.

Von beiden Vertragsparteien wird erklärt, daß die Arbeitsverhältnisse ohne Austritt der Personale am Montag, dem 11. August 1930, fortgesetzt werden.



Zur Unterhaltung

Ausgestoßen.

Von Eugen Tschirlow.

(5. Fortsetzung.)

Gegen Ende Mai hatte Mitta sich soweit erholt, daß er im Korridor spazieren gehen durfte. Gleichzeitig setzte man ihn an den „allgemeinen Tisch“, wo die Rekonvaleszenten Mittag- und Abendbrot aßen.

Am „allgemeinen Tisch“ bekam er einen Teller Suppe und einen Napf dicker Milchgrüße, an Feiertagen statt der Grüße sogar ein Kotelett.

Als Abendbrot wurden die Reste der Mittagssuppe vorgefetzt, welche man, um das Volumen zu vergrößern, durch reichlichen Wasserzusatz verdünnt hatte. Weißbrot lag in großen Stücken auf einem Teller, von dem jeder nach Belieben nehmen durfte. Freilich gab der Wärter Swann, der bei den Mahlzeiten auf Ordnung sah, gut acht, daß niemand zu viel nahm.

„Ne, du!... An der Ecke! Das ist schon dein viertes Stück!“

Und der Kranke an der Ecke zog die ausgestreckte Hand zurück, während er verlegen murmelte:

„Wirklich schon das vierte...? Ich wußte gar nicht...“

Aber Mitta, als der jüngste an der Tafel, durfte nach Herzenslust einhauen, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen, weder bei Onkel Swann noch bei den erwachsenen Kranken. Einige der letzteren teilten sogar ihre Suppe mit Mitta, indem sie ihm in seinen leergewordenen Teller ein paar Löffel von ihrem Essen hineinschöpften.

„Pflieg' dich, Jungchen! Wie mager du bist! Nur Haut und Knochen.“

Und Mitta „pflegte sich“...

Das war für ihn eine Periode wirklich ungetrübter Glückseligkeit. Einmal in jeder Woche, am Sonnabend, schickte man Mitta in die Badestube, welche sich am Ende des Hauptkorridors befand. Mitta liebte es, im warmen Wasser zu plätschern, und bat Onkel Swann stets, ihn erst zuletzt zu rufen, wenn alle gebadet hatten — damit er länger in der Wanne bleiben durfte.

Onkel Swann war ein herzenguter Bauer.

„Na, Mitta, jetzt marsch in die Wanne! Alle sind schon fertig! Hier, nimm frische Wäsche“, sagte er, als er sich am Sonnabendabend im Krankensaal zeigte.

Mitta sprang froh vom Fensterbrett herab, auf dem er wie ein Vogel auf dem Zweige zu sitzen pflegte, und lief, die reine Wäsche schwingend, hastig in die Badestube.

„Langsam, du Wildfang! Wirfst dir noch den Kopf einrennen!“ schalt Onkel Swann hinter ihm.

Onkel Swann drehte beide Hähne — den für warmes und den für kaltes Wasser — gleichzeitig auf, warf das Badethermometer in die Wanne und setzte sich auf den Stuhl am Fenster. Mitta zog geschwind Rock und Hemd aus und wartete nackt, bis das Bad fertig war.



Dann begann Onkel Swann gewöhnlich mit dem Knaben zu philosophieren.

„Mager bist du doch aber, Mitta! Sieh bloß mal — Beine hast du gerade wie eine Ziege!“

„Schadet nichts.“

„Wie denn — schadet nichts? Gesundheit ist doch die Hauptsache? ... Wie alt bist du eigentlich?“

„Weiß nicht... Ich denke, neun.“

„Neun und siehst aus wie ein Fünfjähriger. Hast du keinen Vater? keine Mutter? Bist du ganz allein?“

„Ganz allein...“

„Aber du erinnerst dich doch deines Vaters?“

„Was?“

„Na, deines Vaters erinnerst du dich doch?“

„Nein... habe keinen Vater gehabt...“

Onkel Swann schmunzelte gutmütig-mitleidig.

„Keinen Vater gehabt!... Was du sagst!... Du Dummkopf!... Kann man denn ohne Vater...? Wirft schon 'nen Vater gehabt haben, es war bloß kein Vater, sondern... wollen mal sagen... ein Schweinehund!... Wo hat denn deine Mutter gelebt? War sie irgendwo im Dienst?“

„Im Asyl lebten wir beide.“

„Jedenfalls so irgendeine Bagabundin“, dachte Onkel Swann laut und seufzte tief. „So! Das Bad ist fertig. Jetzt marsch hinein!“ sagte er, die Hähne schließend und sich wieder ans Fenster setzend.

Und Mitta steigt in die Wanne und beginnt zu plätschern. Bald setzt er sich auf, bald legt er sich hin, bald streckt er die Beine lang aus, bald schlägt er mit der flachen Hand aufs Wasser.

„Sprich' nicht so! Sieg' still!“ brummt gutmütig Onkel Swann.

Aber Mitta hört nicht auf die brummigen Bemerkungen des guten Onkels Swann.

„Ist deine Mutter schon lange tot?“ beginnt der Wärter nach kurzer Pause von neuem.

„Lange schon... seit dem Herbst“, antwortet Mitta, beide Hände in die Höhe hebend.

„War sie lange krank? Woran ist sie gestorben?“

„An Streichhölzern... hat Streichhölzchen gegessen... Man hat sie ausgeweidet.“

„Ei, ei, solch eine Sünde! Herr, mein Gott!“ flüstert Onkel Swann und beginnt nachzudenken.

Im Herbst hat man in der Tat ein Weib ins Leichenhaus gebracht, man hat sie in der Tat sezziert und Phosphorvergiftung als Todesursache festgestellt. Das ist gewiß Mittas Mutter gewesen. Vielleicht auch nicht? Wer kann wissen? Viele Weiber vergiften sich ja mit Streichhölzern und viele werden sezziert... schließt er seine Betrachtungen.

In Glückseligkeit schwimmend, interessiert sich Mitta jetzt nicht mehr im mindesten für seine Herkunft und seine Vergangenheit; er hatte schon längst aufgehört, an Mamina und Terebilowka zu denken. Auch an den tauben und blinden Großvater dachte er nicht mehr — der gute Onkel Swann ersehte ihm den Großvater vollständig.

Uebrigens wurde Mitta nicht allein von Onkel Swann verwöhnt und verhätschelt. An den Donnerstagen kamen häufig Leute, ihre Verwandten und Bekannten im Krankensaal zu besuchen. Einer der Besucherinnen fiel die komische Figur Mittas, der in einem viel zu langen Anstaltsrock spazieren ging, auf, und sie knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an.

„Hast du aber einen langen Rock! Der setzt ja am Boden wie eine Schleppe.“

„War kein kürzerer da. Sind hier alle so.“

„Wem gehörst du?“

„Keinem.“

„Wie so?“

„So!“

„Bist Witwe?“

„Na, was denn sonst?“ brummte Mitta mürrisch, die Dame anlochend.

„Wer besucht dich hier? Keiner? Du Aermstert! Na, da hast du was zu naschen! Nimm!“

Mitta ließ sich nicht lange bitten, im Gegenteil: er näherte sich rasch der Dame und riß ihr den bargereichten Kuchen und eine Apfelsine einfach aus der Hand. Dann lief er, ohne auch nur ein Wort des Dankes zu sagen, eiligst davon, indem er die Apfelsine in die Tasche und den Kuchen in den Mund steckte.



„Warte doch! Wohin so eilig?“

Aber Mitta fürchtete augenscheinlich, die Dame könnte sich eines Besseren besonnen haben und ihre Gaben zurückfordern wollen, denn er beschleunigte seine Schritte und drehte sich nicht einmal nach der freundlichen Spenderin um.

Mitta folgerte, die Dame müsse gut sein, deshalb ging er von nun ab jeden Donnerstag während der Besuchsstunde im Korridor spazieren und wartete auf die Dame. Und nie vergebens: sie kam und brachte ihm jedesmal irgendeinen Vederbissen mit.

(Fortsetzung folgt.)

Tragödie um eine Apfelsine.

Um eine Apfelsine? — Sie lachen! —

Ich ging — wie immer — mittags die Dresdner Straße hinunter. Vor mir trottete sich ein kleines, blondes Mädchen von etwa vier Jahren. In der Hand hielt das Kind eine Apfelsine — rund, gelb, groß —, hielt sie glückselig, trampfhaft, als berge es alle Schätze Indiens in den kleinen Händen. Dann und wann öffnete es die zusammengepreßten Fändchen und schaute den gelben Ball, vorsichtig drehend, an. Schaute ihn an, mit aller Liebe und Innigkeit, deren ein Kind fähig ist. Ich fing an, mich mit zu freuen über das Glück des Kindes. Ich wurde feilscher Teufelhaber an der Freude des Kindes, das ganz dicht am Rinnstein entlang die Straße mit mir abwärts trödelte.

Plötzlich kam die Straße herunter, hupend und rasselnd, mit Klirren und Klappern, ein Lastauto gefahren. Das Mädel — erschrocken über den plötzlichen Lärm — öffnete im jähen Schreck die Hände und — der goldene Ball rollte bis mitten auf den Fahrdamm.

Da lag er nun. Das Kind wollte im ersten Schreck auf den Fahrdamm laufen, stockte, blieb wieder stehen. Es litt tausend Qualen, es zitterte am ganzen Körper vor Aufregung. Ich hoffte, daß der Wagen die kleine goldblinkernde Apfelsine verschonen möchte. Näher und näher polterte der Wagen, jetzt waren es nur noch wenige Meter — das Kind neben mir schrie auf —, gräßlich klang es, als wäre der Wagen nicht über die Apfelsine, sondern über das kleine, blonde Leben selber hinweggefahren...

Der Chauffeur war — akkurat genau — über die Apfelsine hinweggefahren, mit voller Absicht!

Was half es, daß ich dem Kinde eine neue Apfelsine kaufte? Es war doch eben nicht jene Apfelsine, an die sich die ganze harmlose Freude des Kindes gehängt hatte. Das Kind schluchzte hemmungslos. Es beruhigte sich nicht wieder.

Ein dunkler Schatten war über den Frühling des kleinen Menschen gehuscht, das Kind hatte das böse, feindliche Leben — vielleicht erstmalig — gespürt.

(A. in der „Chemnitzer Volksstimme“.)



Hinan zum Ziel!

Steil ragt die Alp ins Wolkenmeer,
Schroff stürzt die Wucht der Felsenwände,
Ein Abgrund gähnt von unten her
Wie Schreck und Grauen ohne Ende.

Zu lichten Gipfel lockt das Ziel,
Hoch droben, wo die Adler nisten.
Dem Grauen Trotz Gefahr ist Spiel!
Kühn klimmt der Trupp der Hochtouristen.

Sie seilen sich einander an,
Sind miteinander fest verbunden.
Dereint, gemeinsam werden dann
Die Hindernisse überwunden.

Verliert ein Krazler Halt und Kraft,
Zuckt jach ein Ruck von allen Achseln,
Das Seil spannt kühleren Schuß und krafft:
Der Mann faßt Grund, kann weiter krazeln.

So ist auch der Verband ein Seil,
Das uns zu Halt und Kraft umwindet.
Hinan! Kein Berg ist uns zu steil,
Wenn uns die Einigkeit verbindet!

Victor Kallinowski.

Gemeinwirtschaft im Schlachthaus.

In den Jahren 1923/24 wurde in der Stadt Oldenburg nach amerikanischem Muster für die Firma Bötz mit einem Kostenaufwand von mehr als 10 Millionen Reichsmark eine Fleischwarenfabrik großen Stils errichtet. Die Fabrik wurde mit den modernsten Maschinen und den besten hygienischen Einrichtungen ausgestattet. Auf einem im Stadtgebiet Oldenburg liegenden Grundstück von 125 000 Quadratmeter sind 25 000 Quadratmeter bebaut. Der frühere Großherzog von Oldenburg war mit seinem in holländischen Gulden angelegten Vermögen in erheblichem Maße an dem Werke beteiligt.

Bei der bis dahin im allgemeinen vorherrschenden Versorgung der Konsumenten mit Fleisch und Wurstwaren durch das Kleingewerbe muß es als eine Kühne, ja verwegene Tat bezeichnet werden, ein Werk von solchem Ausmaß, wie es die Fabrik in Oldenburg ist, ohne die Abfahrverhältnisse im Lande genau studiert zu haben, aufs Geratewohl zu erstellen.

Die wenigen großen Konsumvereine in Deutschland, die die Fleischversorgung in der Vorkriegszeit und später noch nach vorsichtigen Erwägungen einführten, bildeten wie auch die im Lande liegenden kleineren Wurstfabriken für einen Betrieb, in dem täglich 1000 Schweine geschlachtet und verarbeitet werden können, keinen Maßstab.

Als Abnehmer kamen zudem die Konsumvereine nicht in Frage. Die in der Landwirtschaft bestehenden Genossenschaften, die in der Hauptsache den günstigen Absatz der von ihr erzeugten Produkte sowie den Einkauf von künstlichen

Düngemitteln für die Mitglieder zum Ziele haben, konnten ebenfalls keinerlei Anhaltspunkte für die günstigen Absatz- und Gewinnmöglichkeiten einer großen Fleischwarenfabrik in Deutschland darstellen.

Die Errichtung der Fabrik in einem ausgesprochenen agrarischen Gebiet war an sich ein guter Gedanke, da die zur Verarbeitung gelangenden Rohstoffe, das zu schlachtende Vieh, nur geringe Transportkosten erforderten. Er konnte aber die anderen fehlenden Voraussetzungen für die Rentabilität eines solchen Werkes, nämlich den hinreichend gesicherten Absatz an zahlungsfähige Käufer, nicht erfüllen.

Neben der von vornherein eingeführten Rationalisierung muß ein solcher Betrieb, soll er wirtschaftlich arbeiten und Erträge abwerfen, weiter in der Lage sein, in kürzester Zeit seinen Umsatz so zu steigern, daß die vorhandenen Anlagen auch voll ausgenutzt werden können.

Das Fehlen einer bestimmten Planwirtschaft in der privaten Lebensmittel- und Fleischversorgung in Deutschland, sowie die Unkenntnis der Dinge im Lebensmittelhandel, wie der wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit überhaupt, haben die Gründer des Werkes in ganz kürzester Zeit sehr bitter büßen müssen. Nach kaum drei Jahren — jedes Jahr brachte zu den hohen Baukosten von 10 Millionen Reichsmark weitere Millionenverluste — stand das Werk durch die geschiederten und andere Umstände vor der vollständigen Pleite; die hineingesteckten Gelder waren zum übergroßen Teil verloren. Die Großverkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine kaufte im November 1927 die Fabrik für 3,5 Millionen Reichsmark, die sie sofort in bar bezahlte.

Was ist aus dem Werke in den Jahren, seitdem es die G.C.G. besitzt, geworden? Zunächst hat sie weitere 500 000 Reichsmark verbaut und vor allem die Expeditionsräume erheblich erweitert. Mit Unterstützung der ihr angeschlossenen großen Bezirkskonsumvereine, besonders der aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die von der geplanten Errichtung eigener Metzgereien Abstand genommen haben, hat sie aus dem Werk das gemacht, was dem Großherzog mit seinem Anhang versagt bleiben mußte. Die G.C.G. hat sich und die Konsumvereine als Konsumentennorganisation in die Fleischversorgung in großem Stile eingeschaltet und die Privatwirtschaft dadurch verdrängt. Wer Gelegenheit hatte, das Werk im Betrieb zu sehen, muß bei objektiver Betrachtung konstatieren, daß hier nur einwandfreies Material in nur denkbar möglichster Reinheit und Sauberkeit in gut gelichteten Räumen unter strengster Beachtung der sanitären Bestimmungen verarbeitet wird. Gute, einwandfreie Fleisch- und Wurstwaren zu mäßigen Preisen für die Konsumvereinsmitglieder auf den Markt zu bringen, ist das Bestreben der Geschäftsleitung. Die Befolgung dieses Grundsatzes hat ihr in kurzer Zeit große Erfolge eingebracht.

Die Fabrik in Oldenburg ist in der Hauptsache auf die Schweineschlachtung eingestellt, sowie die Verarbeitung der hieraus gewonnenen Produkte in Fleisch-, Frisch- und Dauerwurstwaren.

Anfangs wurden wöchentlich 600 Schweine geschlachtet, jetzt ist die Zahl bereits auf 1500 gesteigert worden. 1929 sind insgesamt 61 000 Schweine sowie 4250 Rinder und Kälber geschlachtet worden.

Die G.C.G. hat durch die Inbetriebnahme der Oldenburger Fabrik die Eigenproduktion in der Fleischversorgung auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage mit großem Erfolge fortgesetzt. Eingetretene Schwierigkeiten hat sie mit Leichtigkeit überwunden. Mit ihrem gleichartigen Betriebe in Altona, Elmshorn, Berlin, Düsseldorf und Frankfurt am Main ist sie dadurch in die Lage versetzt, sich in der Schmalzherstellung vom Auslande unabhängig zu machen, um die Konsumvereine auch hier preiswert beliefern zu können.

Diese großartigen Leistungen wurden erreicht durch die Zusammenfassung der Kräfte der Konsumenten in den Konsumvereinen mit deren Spitzenorganisationen, dem Zentralverband und der G.C.G.

Die Umsatzeigerung in der Konsumwirtschaft kann noch ein viel schnelleres Tempo annehmen, wenn die große Anzahl der Arbeiter und Angestellten sich endlich von der Pumpschwäche beim Privathändler frei macht, wenn sie ihre Macht erkennt, wenn sie Mitglieder der Konsumgenossenschaften werden und ihren gesamten Bedarf an Waren dorteindecken. Vor allem gehört jeder gewerkschaftlich organisierte Arbeiter und Angestellte auch als Mitglied in den Konsumverein. Es kostet ihm gar nichts und bringt ihm ideell und materiell viel ein!

Ferientage im Süden.

Endlich ist's geschafft! Vor einer Stunde stand ich noch an der Schneidemaschine und jetzt bin ich schon mitten im Urlaub. Während ich mein Bepferdöt verzehre, frist der Schnellzug Kilometer um Kilometer. Die Berge des Odenwaldes tauchen auf, desilieren langsam am Abteifenster vorüber und verschwinden dann endgültig in der Ferne. Langsam nur entweicht die Zeit.

In Rehl ist Paß- und Zollkontrolle. Frankreich! Weiter geht die rasende Fahrt durch eine endlose Nacht. Einsame Bahnhöfe werfen ab und zu ihr Licht in das Abteil. Zögernd graut endlich der Tag. Um 7 Uhr morgens fahren wir durch den weiten Talteßel von Lyon. Unzählige Fabrikdornsteine verkünden, daß hier Frankreichs bedeutendste Industriestadt liegt. Das breite, romantische Tal der Rhone wird in sechs Stunden durchfahren.

Endlich, nach 19stündiger Fahrzeit tauchen die ersten Buchten des Mittelmeeres auf. Mächtige Felsen können den Zug nicht mehr aufhalten. Wenige Minuten später steht er pustend und schnaufend im Bahnhof von Marseille.

Eine Armee von Gepäckträgern bietet unermüdet, doch höflich ihre Dienste an. Lehnt man dankend ab, dann verfaunt es keiner, sich mit „Bardon“ zu entschuldigen. Für wenige Franken bringt mich eine

Autodrosche zum Hotel. Nach kurzer Reinigung mache ich meinen ersten Stadtbummel. In den Straßen herrscht lebhafter Autoverkehr, der stärker wird, je näher man der berühmten Canebière, der Hauptgeschäftstraße von Marseille, kommt. An den Straßeneinkreuzungen regeln Schutzleute in leichter eleganter Art den Verkehr, oder besser: der Verkehr regelt sich selbst und wird lediglich überwacht. Trotzdem ist die Zahl der Verkehrsunfälle früher nicht größer als bei uns. Unangenehm berührt dagegen der Anblick der stark verschmutzten Straßen. Selbst in belebtesten Gegenden liegen Kehrichthaufen mitten auf dem Fahrdamm. In den späten Abendstunden kommen dann verklumpte arbeitslose Gestalten und scharren die für sie nicht wertlosen Gegenstände, wie Papierabfälle, Metallstücke und ähnliches heraus, um es für wenige Centimes wieder zu verkaufen. Der Schmutz, der an die Straßenseite gerät, wird von unaufhörlich laufenden Rinnröhrchen in die Kanalisation geschwemmt. Was übrig bleibt, wird am nächsten Tage erneut von den Rädern der Autos zerfahren.

In den Geschäftsstraßen fällt mir auf, daß die meisten Ladenbesitzer einen großen Teil der Waren vor dem Hause auf dem Bürgersteig aufbauen. Der Geschäftsverkehr spielt sich deshalb vorwiegend auf der Straße ab. Für das Publikum ist das zweifellos sehr bequem, doch ist Unbetracht der großen Hitze und der unsaubereren Straßen sehr unhygienisch.

Wenn Marseille mit seinen 800 000 Einwohnern der erste Handelshafen und die zweitgrößte Stadt Frankreichs geworden ist, dann hat es dies ausschließlich seiner günstigen Lage am Mittelmeer zu verdanken. Von hier aus gehen Schifffahrtslinien regelmäßig nach allen Erdteilen. Vor allem sind es die französischen Kolonien von Afrika und Asien, die ihre Waren und Menschen hier an den Strand Europas werfen. Hunderte von Schiffen aller Nationen, Dampfer, Segelschiffe, Fischerfahrzeuge, Motorboote und Luxusjachten liegen in allen Größen hier vor Anker. Auf den verschiedenen Kais herrscht deshalb auch immer reges Leben, bunt und reizvoll für den Fremden. Interessiert beobachte ich, wie in mühseliger Arbeit und auf primitivste Art die fremden Schiffe entladen und die schweren Risten und Ballen in die großen Speicher transportiert werden. In diesem Teil des Hafens ist kaum ein Müßiggänger zu sehen.

Wesentlich anders ist das Bild am gegenüberliegenden „Hajentai“. Hier münden viele der unzähligen engen Gassen des „Quartier reserve“, des verruhmtesten Stadtteils von Europa. Im tiefen Schmutz und Elend kampieren hier, zusammengedrängt auf engstem Raum, Neger, Chinesen, Japaner, Marokkaner, Araber, Araber gemeinsam mit Europäern aus allen möglichen Völkern. Man schätzt, daß in diesem üblen Viertel mehr als 200 000 Menschen leben, ohne regelmäßige Arbeit, zum größten Teil auch ohne Wohnung! Sumpfböden! Die einfachsten Gebote der Hygiene sind unbekannt, die widerwärtigsten Krankheiten und widernatürlichsten Laster finden hier ihre Brutstätte. Die Polizei ist machtlos gegen diese Zustände. Die Menschen führen in ihren Schlupfwinkeln ihr Leben nach eigenen Gesetzen. Allen gemeinsam aber ist der starke Haß gegen alle Menschen, die besser leben als sie selbst. Immer ist man auf der Suche nach Opfern. In Bars, Spielkneipen, Opiumhöhlen und Bordellen lauert man ihnen auf und nimmt ihnen, sehr oft unter Anwendung von Gewalt, Geld und Wertgegenstände ab. Mancher ehrliche Matrose mußte hier seine Unvorsichtigkeit bitter büßen. Innerhalb weniger Stunden wird ihm erst der Lohn für Wochen und Monate harter Arbeit abgenommen. Setzt er sich gegen seine unverschämten „Freunde“ und Freundinnen zur Wehr, dann kann er froh sein, wenn er die Gasse noch mit einigermaßen heißen Knochen verlassen darf.

Ich gehe ein Stück am breiten Kai entlang. Umgeben von einem Haufen meist schwarzer Gaffer, hocken mehrere halbnackte, schmutzige Zigeunerfrauen mitten auf der Straße und produzieren sich als Zauberkünstlerinnen; ebenso schmutzige Kinder sammeln mit dem Teller. Ueberall wird gewürfelt; auf der Straße ebenso wie in den zahlreichen Kaschemmen, die ich passiere. Ein Blick in die Gasse zeigt fast immer dasselbe Bild. Im Schlamm der Gasse spielen oder streiten sich arme, verwarfene Kinder, lärmend und mit bösen Blicken. Fragwürdige Gestalten beiderlei Geschlechts stehen in oder vor den

Haustüren. Zwischen den hohen Häusern hängt eine Unmenge Wäsche zum Trocknen, nimmt das letzte bißchen Sonne hinweg und verbreitet einen üblen, dumpfen Geruch.

Bald habe ich genug von diesen Eindrücken und kehre in die Stadt zurück. In einem Speiseraum, in dem vier Kellner ihre empfangenen Bestellungen jedesmal zur weit hinten liegenden Küche brüllen und wo Gäste und Kellner darin wetteifern, den gespannten Fußboden möglichst geräuschvoll zu bespudden, verzehre ich mit immerhin etwas gemischten Empfindungen mein Nachtessen.

Mein zweiter Tag in Marseille wird, entgegen aller Voraussicht, unbefriedigend schön. Am sonnigen Vormittag fahre ich mit einem stinken Motorboot zwischen den vielen Schiffen im Hafen hindurch, dem Meere entgegen. Wir passieren die riesige Eisentonstraktion, die an einer schmalen Stelle den Hafen überbrückt. Rechts liegt das alte graue Fort St Jean, links grüßt das ehemalige Schloß Le Pharo mit weißen Terrassen und bunten Blumenbeeten. Das Hafensbassin ist zu Ende, und wir schaukeln bald mitten im schönen blauen Meer, geradezu wie auf „Chateau d'If“, zu dessen weiße Kalkfelsen weithin leuchten. Hier in diesem alten Kastell soll Alexander Dumas die Anregung zu seinem phantastischen Roman „Der Graf von Monte Christo“ empfangen haben. Einige alte Kerler werden gegen besonderes Eintrittsgeld gezeigt. Ich verzichte gern auf diese Sensationen.

Auf einer alten Mauer sitzend, schaue ich ein prachtvolles Panorama. Vor mir liegt im weiten Halbkreis der Golf von Marseille mit vielen kleinen Ortschaften, die aus grünen Berghängen hell und freundlich herüberblitzen über das wogende Meer. Von der Küste kommen kleine Motorschiffe; um neue Besucher für „Chateau d'If“ zu bringen; unterdessen zieht ein mächtiger Passagierdampfer stolz und schnell an der Insel vorüber, hinaus ins Weite. Langsam wird sein Bild kleiner, bis er zuletzt nur noch als kleines Spiegelzeug weit hinten am Horizont zu kriechen scheint. Wie ist die Welt doch schön! ...

Mein Bootsführer wird ungeduldig und mahnt zur Rückfahrt, die ich nur ungern anrete. Bevor die Hafeneinfahrt wieder erreicht ist, kann ich noch den am erhöhten Strand gelegenen prachtvollen Dom bewundern. Im romanisch-byzantinischen Stil erbaut, bildet er einen interessanten Kontrast zu den modernen großen Ozeandampfern, die in seiner unmittelbaren Nähe vor Anker liegen.

Am Nachmittag klettere ich zum Wahrzeichen Marseilles, zur Kirche Notre Dame de la Garde, empor. Gleich einer Festung ist sie auf dem hohen felsigen Bergkegel erbaut. Die auf dem hohen vieredigen Turm befindliche ungeheure Kupferstatue der Jungfrau Maria ist im ganzen Stadtgebiet sowie weit draußen auf dem Meere noch sichtbar. Im Innern der Kirche sieht man viele, zum Teil recht wertvolle Dankgeschenke von Seelenten, die sich in Seenot befanden und ihre Rettung der Jungfrau Maria zuschreiben. Noch einmal genieße ich beim Austritt aus der Kirche die großartige Aussicht über das Häusergewirr der Stadt, über den Hafen, das Meer und die Inseln, und diesmal mahnt mich niemand zum Aufbruch — — — W. R.-Frankfurt.

Mehr Männer als Frauen.

Im allgemeinen ist die Anschauung verbreitet, daß auf der Erde die Zahl der Frauen größer ist als die der Männer und zwar rechnet man ungefähr mit einem Anteil von durchschnittlich 105 Frauen auf 100 Männer. Nun wurde jüngst durch eine amtliche Statistik nachgewiesen, daß in der Nachkriegszeit die Anzahl der männlichen Geburten diejenigen der weiblichen beträchtlich überwiegt. Das war nichts Aufwelliges, denn auch in früheren Jahren wurde bereits ein ähnlicher Tatbestand festgestellt.

Die größere Zahl der Frauen, die trotzdem in späteren Jahren vorhanden war und ist, erklärt sich daraus, daß die männlichen Kinder in den ersten Jahren nicht so widerstandsfähig sind wie die weiblichen. Durch die größere Sterblichkeit der Knaben stellt sich also bei uns seit vielen Jahren das bekannte Zahlenverhältnis ein, daß die Anzahl der Frauen diejenige der Männer überwiegt.

Nach neueren Erhebungen ist es aber unrichtig, anzunehmen, daß der gleiche Zustand überall auf der

Erde herrscht. Im Gegenteil! Tatsächlich ist der Männerüberschuß sehr beträchtlich. Selbsterweise gibt es für diese eigenartige Erscheinung geographische Grenzen. Europa, insbesondere Westeuropa, hat nämlich hauptsächlich Frauenüberschuß aufzuweisen. Sobald man jedoch seine Blicke nach Osten richtet, läßt der Frauenüberschuß immer mehr nach, bis er endlich vollkommen verschwindet. In Osteuropa gibt es Länder, in denen bald ein Frauenüberschuß, bald ein Männerüberschuß herrscht. In Asien dagegen überwiegen fast durchweg die Männer. Vor den Kriegen waren auch die Länder, wie Bulgarien, Griechenland und Serbien Länder des Männerüberschusses. In der Nachkriegszeit war auch in diesen Ländern bereits ein geringer Frauenüberschuß vorhanden, ohne daß diese Erscheinung eine Umwälzung in der Bevölkerungsstellung zu bedeuten brauchte. Man darf nicht vergessen, daß die Balkanländer viele Jahre lang heftige Kriege geführt haben, wodurch die Anzahl der Männer stark vermindert worden ist. Es machen sich aber jetzt schon bei der Anzahl der Geburten Anzeichen dafür bemerkbar, daß allem Anschein nach die kommenden Jahre wieder einen Männerüberschuß bringen werden.

Diese Länder des kultivierten Europa haben eine Bewohnerzahl, die im Verhältnis zur gesamten Bevölkerung der Erde verschwindend klein ist. Es kommt hinzu, daß der Frauenüberschuß auch prozentual sehr gering ist, denn er beträgt im Durchschnitt nur 105 Frauen auf 100 Männer. Dieser geringe Ueberschuß wird jedoch ausgleichend durch das gewaltige Ueberwiegen des männlichen Elementes in den stark bevölkerten asiatischen Ländern. Die Zahlen sind allerdings hier nicht ganz zuverlässig, da die Erhebungen in diesen Ländern nicht im europäischen Sinne eingehend sind. Wenn man nach Statistiken urteilen darf, die in einzelnen Landesteilen gemacht worden sind, dann kann man von einer gewaltigen Ueberschuß der Männer sprechen. In China schätzt man einen Ueberschuß von ungefähr 200 Männern bei der Grundzahl 1000. Auf 1000 Frauen kommen also rund 1200 Männer. In Korea kommen auf 1000 Frauen 1150 Männer. In Sibirien ist ungefähr das gleiche Verhältnis festgestellt worden. Auch in Indien ist die Zahl der Männer beträchtlich größer als die der Frauen, und zwar dürfte hier nach oberflächlicher Schätzung das Verhältnis 1100 : 1000 sein.

Es ist anzunehmen, daß auch in den anderen asiatischen Ländern ähnliche Bedingungen herrschen, da erfahrungsgemäß die gleichen Zahlen oder mindestens ähnliche für bestimmte Gegenden in Betracht kommen. Der große Männerüberschuß in China dürfte in erster Reihe durch die zahlreichen Aussetzungen von Mädchen zu erklären sein. Auch Amerika hat heute noch einen ziemlich beträchtlichen Männerüberschuß, denn hier kommen nach den Angaben der letzten Volkszählung, die allerdings schon mehrere Jahre zurückliegt, immer noch rund 960 Frauen auf 1000 Männer. Als Kuriosum sei erwähnt, daß es auch Länder gibt, in denen die Frauen in verschwindend geringer Anzahl vorhanden sind. Zu diesen gehört z. B. Alaska, wo auf 1000 Männer nur 400 Frauen kommen, da hier die Lebensbedingungen sehr hart sind und sich auch die Männer nur vorübergehend zu Arbeitszwecken aufhalten. Während bei den Germanen, insbesondere bei den nördlichen germanischen Völkern, der Frauenüberschuß recht beträchtlich ist, überwiegen wiederum bei den Eskimos die Männer.

Die schönste Quelle Europas.

Die stillschweigende Quelle Europas hat zweifellos die wenig bekannte Rume, die ein Zufluß der Seine ist. Schätzungsweise liefert sie pro Tag durchschnittlich 500 Millionen Liter ungewöhnlich klaren Wassers. Sie ist unter dem Namen „Rumeprung“ bekannt und liegt nördlich von Duerstadt bei dem Dorf Rumspringe auf dem Unterelsfeld. Dort bildet sie einen Teich von fünf bis fünfzehn Meter Tiefe und fünfundsiebzig Meter Länge und Breite. Das Wasser steigt stoßweise, aber geräuschlos vom Grund auf und erzeugt an der Oberfläche eine Welle, die gleichmäßig nach allen Seiten verläuft. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn man das Wasser aus dem röhrlig mit Grün bewachsenen Quellkessel emporsteigen sieht und gewiß nicht übertrieben, wenn man den Rumeprung den schönsten Quellen Europas zuschreibt.

Der Leistungsabbau in der Krankenversicherung.

Die bekannte Verordnung des Reichspräsidenten zur Behebung finanzieller, wirtschaftlicher und sozialer Notstände, die auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung erlassen ist, bringt einschneidende Änderungen in der Krankenversicherung.

In der Öffentlichkeit bereits bekannt ist die Neuierung, daß jeder Behandlungsschein 50 Pfennig kostet. Die Säkung der Kasse kann diese Gebühr in den niedrigen Beitragsklassen auch auf 25 Pfennig ermäßigen, muß sie aber dann in den höheren Klassen auf 75 Pfennig erhöhen. Der Reichsarbeitsminister hat am 2. August Durchführungsbestimmungen zu der Notverordnung erlassen. In dieser heißt es über die Krankenscheingebühr: „Die Vorschriften über die Krankenscheingebühr begründen keine Voraussetzung für die Gewährung der Krankenhilfe. Sie enthalten nur eine Auflage, mit welcher der Anspruch auf Krankenhilfe erschwert ist; damit ist z. B. die nachträgliche Entrichtung der Krankenscheingebühr vereinbart, insbesondere in dringenden Fällen.“ Diese Krankenscheingebühr ist auch in der Familienhilfe zu entrichten. Die zweite einschneidende Verschlechterung besteht darin, daß der Versicherte zu jeder Verordnung 50 Pfennig zu zahlen muß. Ist der Rechnungsbetrag des Rezeptes (Verordnung) niedriger als 50 Pfennig, so muß der Versicherte den vollen Betrag zahlen. Sehr wichtig ist nun, daß beide Vorschriften (Krankenscheingebühr und Arzneikostenbeteiligung) für das Gebiet der Wochenhilfe nicht gelten. Während diese beiden Verschlechterungen durch Veröffentlichungen in der Tagespresse bereits bekannt sind, hat die Verordnung noch eine ganze Reihe weiterer Einschränkungen geschaffen, die noch nicht in dem nötigen Maße in die Öffentlichkeit gedrungen sind.

Die Bestimmungen über die Martetage sind erheblich verschlechtert worden. Während bislang Krankengeld vom 4. Tage der Krankheit an gezahlt wurde und hiervon noch Ausnahmen zulässig waren, darf jetzt Krankengeld grundsätzlich erst vom vierten Tage der Arbeitsunfähigkeit an gewährt werden. Sehr dehnbar ist folgende Bestimmung: „Die Krankenpflege muß ausreichend und zweckmäßig sein; sie darf jedoch das Maß des Notwendigen nicht überschreiten.“ Freigelassen ist hier eine Feststellung, was nun eigentlich „notwendig“ ist. Eine weitere Verschlechterung ist durch folgende Vorschrift geschaffen worden: „Endet die Arbeitsunfähigkeit an einem Sonntag oder einem staatlich allgemein anerkannten Feiertag, so wird dieser Tag für das Krankengeld nicht mitgezählt.“ Es wird also in diesen Fällen für den letzten Tag der Arbeitsunfähigkeit Krankengeld nicht gezahlt. Die Höhe des Krankengeldes ist außerdem herabgesetzt. Nach dem heutigen Recht war es den Kassen freigelassen, durch ihre Säkung ein höheres Krankengeld als den gesetzlichen Mindestbetrag festzulegen. Dieses Recht ist jetzt stark beschnitten. Das Krankengeld beträgt allgemein 50 Proz. des Grundlohnes. Zuschläge zu demselben sind nur mehr wegen des Familienstandes oder bei längerer Dauer der Arbeitsunfähigkeit zulässig. Der Gesamtbetrag des Krankengeldes einschließlich etwaiger Zuschläge darf drei Viertel des Grundlohnes nicht übersteigen. In den bereits erwähnten Durchführungsvorschriften heißt es: „Die neuen Vor-

schriften treffen nicht die Versicherungsfälle, die vor ihrer Geltung eingetreten sind. Sie erfassen aber alle Versicherungsfälle, die sich unter ihrer Herrschaft ereignen. In der Uebergangszeit wird es vorkommen, daß das tatsächlich gezahlte Krankengeld über das Maß der neuen Vorschriften hinausgeht. Bei der Rückforderung ungerechtfertigter Leistungen darf von den Krankenkassen das soziale Verständnis erwartet werden, das die Eigenart des Uebergangs vom alten Recht zum neuen erfordert.“ Geändert worden sind ferner die Bestimmungen über die Gewährung von Hausgeld. Auch hier sind Verschlechterungen eingetreten und die Möglichkeiten der Einführung von Mehrleistungen eingeschränkt. Sehr einschneidend wird weiter folgende Vorschrift wirken: „Der Anspruch auf Kranken- und Hausgeld ruht, wenn und soweit der Versicherte während der Krankheit Arbeitsentgelt erhält. Für solche Versicherte hat die Säkung entweder die Beiträge entsprechend zu kürzen oder das Krankengeld nach Wegfall des Arbeitsentgelts auf 60 Proz. des Grundlohnes zu erhöhen. Zuschüsse des Arbeitgebers zum Kranken- oder Hausgeld gelten auch dann nicht als Arbeitsentgelt, wenn sie auf einer Verpflichtung beruhen.“ Neu geregelt ist auch die sogenannte Familienhilfe, die bislang eine freiwillige Mehrleistung der Kassen war. Sie ist jetzt in der Form zur Regel- oder Pflichtleistung geworden, daß die Ehegatten und Kinder der Versicherten, die innerhalb der letzten 6 Monate mindestens 3 Monate auf Grund eines Reichsgesetzes gegen Krankheit versichert waren, Anspruch auf Krankenpflege für die Dauer von 13 Wochen haben. Voraussetzung ist jedoch, daß sich die Angehörigen im Inland aufhalten und nicht anderweit einen gesetzlichen Anspruch auf Krankenpflege haben. Eine Einschränkung besteht insofern, als die Kosten für Arznei-Heilmittel usw. nur zur Hälfte von der Kasse übernommen werden. Da, wie bereits erwähnt, diese Familienhilfe zur Pflichtleistung erhoben wurde, gelten für sie alle in Frage kommenden Bestimmungen des Gesetzes über Regelleistungen. Die Kasse kann die Familienhilfe erweitern, und zwar kann sie auf die Dauer von 26 Wochen ausgedehnt und auch auf andere Angehörige erstreckt werden. Die Säkung kann weiter bestimmen, daß bis zu 70 Proz. der Kosten der Arznei und kleineren Heilmittel erstattet werden und daß für Heilmittel, Stärkungsmittel und größere Heilmittel ein Zuschuß bewilligt wird. Außerdem kann beim Tode des Ehegatten oder eines Kindes ein Sterbegeld zugebilligt werden.

Neben diesen hauptsächlichsten Bestimmungen über die neuen Leistungspflichten gibt es auch noch eine Reihe kleinerer, auf die hier nicht sämtlich eingegangen werden kann. Wichtig ist, daß die Verordnung mit dem 28. Juli 1930 in Kraft tritt. Spätestens bis zum 25. August müssen die Kassen die neuen Vorschriften durchgeführt haben. Innerhalb drei Monaten nach dem Tage des Inkrafttretens haben die Kassen die „Beitragsfestsetzung neu zu regeln“. Die Kassen sollen also — und das ist der Zweck der ganzen Verordnung — ihren Beitragsfuß ermäßigen. Daß dies auf Kosten der Versicherten geschieht, zeigen die oben gemachten Ausführungen.

Der Protest der Krankentassen gegen die Notverordnung.

An die 2500 Delegierte der deutschen Krankentassen waren vom 17. bis 19. August in Dresden anlässlich der Internationalen Hygieneausstellung zum 34. Deutschen Krankentassentag versammelt, um die wichtigsten Fragen der Krankenversicherung zu beraten, die gerade jetzt durch die diktatorische Maßnahme der Reichsregierung eine wesentliche Verschlechterung erfahren haben. Die Säkung gestaltete sich zu einem wichtigen Protest gegen die Notverordnung, die den Leistungsabbau bei der Krankentasse herbeigeführt hat. Vom Reichsarbeitsministerium war der Ministerialdirektor Dr. Grieser erschienen. In seiner Begrüßungsansprache betonte er, daß die Reichsregierung die Notverordnung für die Reform der Krankenversicherung deshalb erlassen habe, weil die Arbeitslosenversicherung durch eine Beitragserhöhung saniert werden mußte. Um eine Herabsetzung des Reallohnes zu vermeiden, hätte eine entsprechende Säkung der Beiträge für die Krankenversicherung vorgenommen werden müssen.

Der Vertreter des DGB, Dr. Broecker, erklärte, daß die Gewerkschaften in ihren Hoffnungen bezüglich der Reform der Krankenversicherung aufs bitterste enttäuscht seien. Die Versicherten sind im allgemeinen der Meinung, daß die Notverordnung keine Verbesserung, sondern einen gewaltigen Rückschritt in der Krankenversicherung bedeutet. Die Gewerkschaften müssen diese Maßnahmen der Regierung rundweg ablehnen.

Das Hauptreferat: „Unser Programm und die Notverordnung“ erstattete der Vorsitzende des Krankentassenverbandes H. Lehmann. Er betonte, daß durch die Notverordnung die weitere Entwicklung der Sozialversicherung unterbrochen sei und einen Rückschritt darstelle. Die Sparmaßnahmen der Regierung Brüning auf dem Gebiete der Sozialversicherung sei nicht vom Sozialpolitiker, sondern vom Finanzpolitiker diktiert. Wenn man den beschrittenen Weg weitergehen wollte, so könnte man heute schon vom Ende der Krankenversicherung reden.

Er schloß mit dem Ausspruch: „Die Krankenversicherung schützt und pflegt das höchste Gut des Volkes: die Gesundheit! Der Reichstag, den wir bald zu wählen haben, möge für Abänderung der Notverordnung sorgen im Interesse der arbeitenden Bevölkerung!“

Mit überwältigender Mehrheit wurde eine Entschließung angenommen, in der es heißt: „Die auf dem 34. Deutschen Krankentassentag vertretenen Versicherten erheben entschiedenen Protest gegen die Notverordnung. Die Notwendigkeit und Berechtigung, einen solchen Abbau der Krankenversicherung durchzuführen, können die Versicherten nicht anerkennen. Insbesondere müssen sie aber auch aufs schärfste ablehnen die Begründung dieser Maßnahme, die unter völliger Nichtachtung der Interessen der Versicherten rein finanzpolitische Zwecke verfolgt. Die Versicherten erwarten daher, daß der kommende Reichstag diese unsachliche Gesetzgebung, die nur auf Kosten der allgemeinen Volksgesundheit durchgeführt werden kann, wieder beseitigen und an ihre Stelle eine Reform der Krankenversicherung setzen wird, die den Forderungen und den Bedürfnissen der Versicherten gerecht wird.“

Die Fortsetzung von **Goldener Schnitt** und **Buchkunst** folgt aus technischen Gründen erst in der nächsten Nummer. Die Redaktion.

Mit dem Autobus auf die Raube Alb.

Für die Reutlinger Kollegenschaft ging am 3. August eine langgehegte Hoffnung in Erfüllung. Die Ortsverwaltung führte einen schon länger gefassten Beschluß durch und arrangierte an diesem Tag eine Autobusfahrt auf die Alb. Der Zweck dieser Veranstaltung sollte sein, der Kollegenschaft mit ihren Angehörigen eine kleine Abwechslung in das graue und freudlose Alltagsleben zu bringen. Das wurde mit dieser Fahrt in hohem Maße erreicht. Schon lange vor der Abfahrt hatten sich die 87 Teilnehmer, vom Reisefieber beherrscht, eingefunden. Nachdem



In Zwiefalten.

dieselben in zwei Omnibussen bequem untergebracht waren, ging die Fahrt los. Zuerst durch Meßingen nach Urach, von dort auf steiler Straße auf die Höhe der Rauben Alb. Hier hatten die Teilnehmer reichlich Gelegenheit, die einzigartige Schönheit der bewaldeten Höhen zu bewundern. Auf der Höhe angekommen, ging es in schnellerem Tempo Münsingen zu. Hier wurde der erste Imbiß eingenommen, worauf die Fahrt in gehobener Stimmung durch das schöne Lautertal fortgesetzt wurde. Mit frohem Gesang ging es an vielen Ruinen ehemaliger Raubritterburgen vorbei, die manche geschichtliche Erinnerung weckten. In Heiningen vor dem Gasthaus „Zum wilden Mann“ sollte die Fahrt durch eine Fußtour durch das Glastal nach der Wimsener Höhle unterbrochen werden. Aber o weh, es wollte fast niemand auf Schusters Rappen weiterziehen, so daß die Wagen pustend die Teilnehmer bis zur Höhle bringen mußten. Die meisten Teilnehmer ließen sich



Aussicht aus der Wimsener Höhle.

die Gelegenheit nicht entgehen und wagten eine Einfahrt in die Höhle. In dieser Höhle entspringt die Naach und wer in das Innere der Höhle eindringen will, muß es mittels eines bereitstehenden Nachens tun. Im Anschluß an die Höhlenfahrt folgte eine Fußwanderung durch das

reizende Naachtal. Bevor ein drohender Regenguß sich entladen konnte, erreichte man wieder die Autobusse, um nunmehr in flotter Fahrt zum gesteckten Ziele nach Zwiefalten zu kommen. Im dortigen Gasthaus „Zum Kreuz“ war die Mittagstafel gedeckt, an der es sich alle Teilnehmer wohlschmecken ließen. Das Essen war reichlich und gut.

Kollege Speidel hielt die Tischsprache und betonte dabei, daß infolge der wirtschaftlichen Nöte man diesmal mit einer kleineren Fahrt vorlieb nehmen müsse. Wenn die Erfahrung dieser Fahrt es rechtfertige, könnte in den kommenden Jahren eine solche Veranstaltung wiederholt werden. Uebergehend auf die bevorstehende Reichstagswahl betonte er, daß diesmal der Kampf in der Hauptsache um wirtschaftliche und sozialpolitische Dinge geführt werde. Der Aufbau bei der Arbeitslosen- und Krankenversicherung durch die Regierung Brünning dürfe die Gewerkschaft nicht tatenlos lassen. Auch die Abwägung des Defizits im Reichshaushalt allein auf die Arbeiter und Angestellten müsse zum schärfsten Protest herausfordern. Am 14. September sei dazu die beste Gelegenheit gegeben. Für unsere Kollegenschaft, die die politische und wirtschaftliche Lage Deutschlands

erfaßt habe, könne nur die Sozialdemokratische Partei in Frage kommen, da nur diese die Belange der Gewerkschaften im Parlament verteidigt. Zum Schluß forderte Redner die Anwesenden auf, das schöne Erlebnis des Tages dadurch zu krönen, daß alle mit verstärktem Eifer dahinterher sein mögen, alle uns noch fernstehenden Berufsangehörigen ebenfalls zu uns zu führen. Ein von Herzen kommendes „Hoch“ auf den Verband und die Zahlstelle Reutlingen schloß die eindrucksvolle Ansprache des Kollegen Speidel. Nach dem Mittagessen wurde die sehenswerte Klosterkirche in Zwiefalten besichtigt und kürzere Wanderungen in der schönen Umgebung Zwiefaltens unternommen. Nur allzu rasch verfloß die Zeit und jedem war es fast noch zu früh, als wir Abschied nehmen mußten. Auf der Rückfahrt wurde in Bernloch noch einmal haltgemacht. Hier sollte ein Tänzerchen die Fahrt abschließen, leider ließen uns die Musikanten im Stich. Alles in allem: Es war ein schöner Tag, alle waren zufrieden und alle Teilnehmer werden sich gern an ihn erinnern.

Berichte.

Viefelsfeld. Die Verwaltung der Zahlstelle hatte die Presser zu einer Versammlung geladen, um zu einigen Vorkommnissen in den Betrieben Stellung zu nehmen. In der Reklamearbeitsbranche steht der Geschäftsgang wieder ein und machen sich Einstellungen von Arbeitskräften notwendig. Unser Bestreben geht nun dahin, die wegen Arbeitsmangel Entlassenen wieder in die Betriebe unterzubringen. In allen Betrieben geht dies reibungslos vor sich, nur nicht bei der Firma W. Eilers jun. Kollegen, die schon jahrelang dort beschäftigt waren, weigert man sich einzustellen. Dafür stellt man aber Berufsfremde, die im vorigen Jahr zur Aushilfe gearbeitet haben, wie Sattler und Schuhmacher, als Lederzuschneider ein. Vor allem ist es der Pressermeister Lautner, der es mit aller Raffinesse versteht, sich vor der Einstellung hiesiger Presser herumzudrücken. Einmal muß es ein perfekter Rollengolddrucker an der Schnellpresse sein, dann wieder ein ganz perfekter Handpresser für Musterfächer. Obwohl die gesamten Presser im Betriebe auf dem Standpunkt stehen, daß, wenn wirklich ein so „Perfekter“ eingestellt werden müßte, dies durch Umstellung der im Betriebe vorhandenen eingeübten Presser zu erreichen sei und dadurch die hiesigen arbeitslosen Presser in Arbeit kommen würden, muß L. Presser von auswärts holen, die, wie es sich zeigte, auch erst noch angeleert werden mußten. In derben Worten kam der Unwille der Versammelten zum Ausdruck über diese Einstellung des Meisters, der es eben nicht fertigbringen kann, mit Betriebsrat und Organisation zusammenzuarbeiten, obwohl er noch vor drei Jahren ein sehr eifriges Mitglied unseres Verbandes in Leipzig gewesen ist. Ob dies jetzt bestehende gespannte Verhältnis auf die Dauer zum Vorteile der Firma sein wird, muß stark bezweifelt werden.

Chemnitz. Unsere am 12. August stattgefundene Mitgliederversammlung erfreute sich eines Besuches, wie er seit langer Zeit überhaupt nicht da war. Der Grund war wohl das überaus interessante Programm des Abends. Im ersten Teil stellte sich unsere vorurterger Zeit erst gegründete Jugendgruppe vor. Die Wiederkehr des Verfassungstages wurde zum Anlaß genommen, uns mit Musik und Rezitation zu unterhalten. Kollege Böchner richtete seine treffenden Worte über die Verfassung besonders an die Jugend. Die Jugend versteht die Rechte und Vorteile, die uns die Verfassung gebracht hat, gar nicht zu schätzen. Die Jugend kennt den Unterschied nicht zwischen früher und jetzt. Wer weiß denn die Versammlungs- und Pressefreiheit, die wir heute haben, zu würdigen? Doch groß ist die Zahl der Gegner, die darauf warten, die Verfassung und die Republik zu stürzen. Wir dürfen daher nicht eher ruhen und rasten, bis sich der letzte Arbeiter schüßend vor die Republik stellt. Darum gehe jeder an seinen Platz und tue seine Pflicht! Redner behandelte dann das Thema „Jugend und Gewerkschaft“, wobei er folgendes vortrug: Viele drängen sich um die Jugend, alle trachten danach, Nachwuchs zu haben. Doch wenn danken wir es, daß wir überhaupt Zeit haben, uns zu treffen, hat nicht die Gewerkschaft dies alles erst ermöglicht? Die Gewerkschaft hat den Achttundentag, Ferien und den freien Sonnabendnachmittag geschaffen. Manche Eltern hegen Bedenken, ihre Töchter in eine Bewegung gehen zu lassen, wo Burschen wären. Wir stehen tagsüber zusammen im Betrieb, werden gemeinsam ausgebeutet und haben ein Recht darauf, gemeinsam zu kämpfen und uns gemeinsam zu stärken für neuen Tageskampf. Doch laßt die Jugend nicht unter sich, laßt nicht die Jugend ihren Weg allein gehen. Den Älteren erwächst die Pflicht, die Jugend zu führen und zu erziehen im Sinne unserer Bewegung. Der Funktionär, der Betriebsrat muß seinen Stolz ablegen, er muß sich herablassen und die Jugend zu uns führen. Ein Wort, gesprochen von einem Älteren, hat mehr Wert als wenn ein Jugendlicher spricht. Doch nicht nur ernste Arbeit, sondern auch Spiel soll die Jugend treiben. Bei der Jugend soll das Ziel nicht durch trockene Vorträge erreicht werden, sondern durch Unterhaltung. Die Jugend meidet den Alkohol, Nikotin und Tanzsaal. Ihr Tanzsaal ist die Natur. Kommt zu der Jugend und wir lehren euch den Glauben an die Zukunft! — Mit einem gemeinsamen Gesang wurde die eindrucksvolle Versammlung geschlossen.

Bekanntmachung des Verbandsvorstandes.

Materialverband.

An die Gauen und Ortsverwaltungen sind am 25. August verhandelt worden:

1. Die Berichtskarten über Mitgliederstand, Arbeitslosen- und Kurzarbeiterziffern nach dem Stand vom Sonnabend, dem 30. August.
2. Berichtskarten über den Grad der Beschäftigung nach dem Stand vom Sonnabend, dem 30. August.
3. Berichtskarten betreffend Extrarunterstützung an Ausgesteuerte pro August, dazu Rundschreiben Nr. 186.

Sollte die vorgenannte Sendung irgendwo nicht angekommen sein, dann erbitten wir umgehende Mitteilung. Die Berichtskarten müssen bis spätestens Sonnabend, den 6. September, in unserem Bestiß sein, was wir dringend zu beachten bitten.

Der Verbandsvorstand.

Inhaltsverzeichnis.

Die Gewerkschaften und die Reichstagswahl. Änderungen in den reichsstatistischen Lohnabkommen ab 1. September 1930.

Ernst Alar.

21 Millionen Arbeiter und Angestellte.

Die 10 057 500.

Das nennt man kalkulierbar!

Internationales: Beendigung der Tarifbewegung in Oesterreich.

Zur Unterhaltung: Ausgestoßen. VI. — Tragödie um eine Apfelsine.

Aus aller Welt: Hinan zum Ziel! (Gedicht). — Gemeinwirtschaft im Schlachthaus. — Ferientage im Süden. — Mehr Männer als Frauen. — Die schönste Quelle Europas.

Der Leistungsabbau in der Krankenversicherung.

Der Protest der Krankenkassen gegen die Notverordnung.

Mit dem Autobus auf die Raube Alb.

Berichte: Viefelsfeld. — Chemnitz.

Bekanntmachung des Verbandsvorstandes: Material-

verband.